

Meditationen über missionarische Berufung und Spiritualität

Von Jacques Loew, Fribourg/Schweiz*

Missionarische Spiritualität

Ich erinnere mich an eine Anekdote, die mir Pater de Lubac erzählt hat. Sie spielte sich zwischen zwei großen Persönlichkeiten ab, Kardinal Suenens und Pater Rahner. Kardinal Suenens fragt Pater Rahner: „Wie erklären Sie sich den Rückgang der marianischen Frömmigkeit? Warum zeigen unsere Zeitgenossen nicht mehr viel Interesse an der Jungfrau Maria?“ P. Rahner antwortet: „Zu viele Christen sind versucht, gleich welcher Konfession sie angehören, das Christentum zu abstrahieren oder aus ihm eine Ideologie zu machen. Und Abstraktionen brauchen keine Mütter...“

Um der Versuchung zu entweichen, sich in Abstraktionen zu verlieren, und weil ich unfähig dazu wäre, erlauben Sie mir, einige sehr einfache Gedanken über die Missionsspiritualität in Gleichnissen auszudrücken.

Jesus selber hat keine Abhandlung über Missiologie oder Spiritualität geschrieben. Er hat uns die sieben Seligpreisungen hinterlassen und zu den Aposteln und durch sie zu uns gesagt: „Gehet hin und machet alle Völker zu Jüngern. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt.“ „Womit sollen wir das Reich Gottes vergleichen?“ sagt Jesus. „Mit diesem winzigen kleinen Samen, der zu einem großen Baum wird.“ Der Baum in der Bibel hat vielfache Bedeutung. Der Baum in der Bibel bedeutet einmal den rechtschaffenen Menschen, dann das heilige Volk Gottes, Gott selber und schlußendlich das Paradies.

Zuerst der Mensch:

„Wohl dem Mann, der seine Lust hat am Gesetz des Herrn...“

„Der ist wie ein Baum, gepflanzt an Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit und dessen Blätter nicht verwelken“ (Ps. 1,3,1).

„Der Gerechte sproßt wie der Palmbaum, wächst hoch wie die Zeder auf dem Libanon. Gepflanzt im Hause des Herrn, sprossen sie auf in den Vorhöfen unseres Gottes. Noch im Alter tragen sie Frucht, sind saftvoll und frisch, zu verkünden, wie gerecht der Herr (Ps 92,13).

Der Baum bedeutet auch das Volk Gottes:

„Israel soll Wurzeln schlagen wie die Bäume des Libanon; seine Schosse sollen sich ausbreiten, seine Pracht soll sein wie die des Ölbaums und sein Duft wie der des Libanon“ (Hosea 14,6).

Aber Gott vergleicht sich selber dem Baum des Lebens, der Zypresse: „Ich bin wie eine grünende Zypresse. Dank mir trägt du Früchte“ (Hos. 14,8).

* Diese und die beiden folgenden Meditationen wurden von P. Jacques Loew auf der Mitgliederversammlung des Deutschen Katholischen Missionsrates am 11., 12. und 13. Juni 1975 in Würzburg vorgetragen. P. Jacques Loew, 1941 bis 1954 Arbeiterpriester in Marseille, ist Gründer der Ecole de la foi in Fribourg/Schweiz.

Das Paradies:

„Wer überwindet, dem will ich zu essen geben vom Baum des Lebens, der im Paradiese Gottes ist“ (Versprechen Jesu — Off. 2,7).

„Und der Engel zeigt mir einen Strom des Wassers des Lebens, klar wie Kristall, der vom Throne Gottes und des Lammes ausging.“ (Dieser Strom des Wassers ist der Geist . . .) „Inmitten ihrer Straße und auf beiden Seiten des Stromes standen Bäume des Lebens, die zwölf Früchte tragen; und die Blätter der Bäume dienen zur Heilung der Völker“ (Off. 22,1,2).

Haben Sie bemerkt, daß in all diesen Texten die Quelle, das lebendige Wasser, untrennlich ist vom Baum?

Für Jeremia waren diese Themen vertraut:

„Gesegnet ist der Mann, der auf den Herrn vertraut und dessen Hoffnung der Herr ist! Er wird sein wie ein Baum, der am Wasser gepflanzt ist, der nach dem Bach seine Wurzeln ausstreckt. Er hat nichts zu fürchten, wenn die Hitze kommt, seine Blätter bleiben grün; auch im Jahr der Dürre bangt ihm nicht, er hört nicht auf, Früchte zu bringen“ (Jer 17,7,8).

So wie der Baum, so die Mission (die nichts anderes ist als der lebendige Glaube, der sich weiterträgt und Frucht bringt). Die Mission wächst zuerst in die Tiefe, wo sie ihre Wurzeln in der Dunkelheit ausbreitet bis zu der Quelle lebendigen Wassers. Erst wenn die Wurzeln das Wasser erreicht haben, können die Blätter in die Höhe ragen.

Die Mission im Wechsel der heutigen Welt ist die Zeit der Wurzeln, die das Wort Gottes suchen; das heißt die Quelle, die sprudelt, um ewiges Leben zu spenden. Sie ist gleichzeitig ein neues Sichverwurzeln unseres Glaubens in die Geschichte des alten Israels und in die Geschichte der Kirche, das neue Israel. Später aber wird die Zeit kommen, da die Schosse treiben und die Blätter grünen. Kümmern wir uns nicht darum:

„Der Herr aber tat täglich solche hinzu, die gerettet werden“, sagt die Apostelgeschichte. Wir aber sollen immer mehr ins Wort Gottes eindringen und so tiefer Wurzeln fassen; „Sie verharreten in der Lehre der Apostel“, sagt der gleiche Text.

In der heutigen Zeit fehlen die Vögel des Himmels nicht (die Ungläubigen, die Schlechtgläubigen, die Gottlosen und die Hoffnungslosen in der Welt): Sie alle werden in den Ästen nisten können, wenn diese grün und dicht belaubt sind. Aber dies hängt von den Wurzeln ab. Ein Baum mit Blättern, jedoch ohne Wurzeln, ist eine Zimmerpflanze: Die Vögel des Himmels werden nie darin nisten!

Vor kurzem kam ich von Kamerun zurück, jenem Teil der Erde, dem ganz am Anfang durch Ihre Vorfahren die frohe Botschaft verkündet wurde. Heute unterscheidet man dort zwei Arten von Mission: die eine ist auf Dogmatik und Sakramentenlehre aufgebaut, die andere auf das Wort Gottes. Die erste ist allen politischen und ideologischen Umwälzungen

preisgegeben; sie ist kaum gewappnet gegen die Wechsel der heutigen Zeit, Quellen der religiösen Krisen, wie Gaudium et Spes sagt. Ich glaube jedoch, daß die Gemeinschaften, die im Wort Gottes verwurzelt sind, besser standhalten werden: Sicher werden die Äste durch das Ungewitter brechen, die Blätter durch den Hagel zerhackt, aber der Baum wird nicht entwurzelt werden. Und vor allem wird der Glaube den Menschen unendlich viel zugänglicher.

Ich will Ihnen eine wahre Begebenheit erzählen, die ich vor einigen Tagen aus Büchern eines 27jährigen aus Kamerun entnommen habe:

„Als sehr junges Waisenkind, von heidnischen Eltern abstammend, wurde ich von meinen Onkeln und Tanten erzogen. In der Mission lernte ich die „Dogmatik“ kennen, die ich vorbehaltlos akzeptierte. Aber nach und nach, als ich größer wurde, schockierten mich zwei Dinge: Erstens waren die Religionsbücher, die mir zur Verfügung standen, voll von Bildern mit Engeln und Teufeln. (Die Art religiöser Literatur von früher und vielleicht an einigen Orten heute noch.) Darin aber sind Engel weiß und alle Teufel schwarz. Ist wohl Gott weiß? Und die Schwarzen, sind diese denn verdammt? Zweitens wurde mir gesagt, daß alle Ungetauften verdammt seien. Mein Vater und meine Mutter waren Heiden. Sind sie also verdammt? Erschüttert habe ich mich von der Kirche und vom Glauben gelöst, um einst meinen Vater und meine Mutter wiederzufinden.

Viele Jahre später hörte ich eines Tages die Bergpredigt:

„Selig die Armen . . ., die Sanftmütigen . . ., die Demütigen . . ., die Weinenden . . . Da fand ich das Bild meiner Eltern. Also gehören sie Christus an, werden doch solche Leute von Jesus Christus „selig“ genannt? Plötzlich mußte ich die falschen Ideen fallen lassen und einen Glauben bekennen, der nur auf das Wort Gottes abstellt und der allein fähig ist, die Welt zu umfassen. So begriff ich, daß Jesus Christus für alle Menschen gelitten hat, für meine Eltern, alle meine heidnischen Vorfahren sowie für die Muselmanen und Protestanten.“

All dies mag Ihnen wohl klar und alltäglich erscheinen: Wer würde heute den hervorragenden Platz des Wortes Gottes in Frage stellen? Nun, es ist meine Überzeugung, daß gerade darin unsere Schwäche in der Missionstätigkeit und die Hilflosigkeit inmitten der Verwirrung der Ideen liegt. Um alles in einem Wort zu sagen, wie zur Zeit Samuels: „Das Wort Gottes war spärlich in jener Zeit.“ Oh gewiß, es fehlt weder an höflichen Einwänden noch an unendlichen Diskussionen unter Fachleuten, aber es mangelt an respektvollem, von Achtung und Liebe erfülltem Eindringen in den Plan Gottes: Von der Genesis bis zur Offenbarung des Johannes, von Abraham bis zu Paul VI., eine Spiritualität jener Jesajas ähnlich: „Gott weckt alle Morgen, weckt mir das Ohr, wie ein Jünger zu hören. Gott der Herr hat

mir eines Jüngers Zunge verliehen, daß ich den Müden durch das Wort zu erquicken wisse.“ (Jes. 50/4,5)

Können wir behagen, daß die sichtbare Achse unseres Lebens, unseres Religionsunterrichts, unserer Predigten davon ausgeht? Benützen wir die Bibel, um unsere Theorien und unsere eigenen Wege zu „bestreuen“, wie man einen Kuchen mit Zucker bestreut, oder ist sie für uns der Sauerteig, der den Teig unseres Lebens und unseres apostolischen Wirkens durchsäuert?

Das Wort Gottes schafft in uns die Einfachheit des Herzens, verbunden mit der Helligkeit des Geistes, der sich nicht in den Wirren der Ideen verliert, sondern das Vielfache zur Einheit führt.

„Jedesmal, wenn ich den tiefen Sinn der Welt zu empfinden glaubte, war es die Einfachheit, die mich erschütterte“, schrieb Camus. Wir benötigen die Quelle eher als den Gärtner, den Zeugen eher als den Vortragenden.

* * *

„Wenn die Wurzel heilig ist, dann sind es auch die Zweige“ (Röm. 11 16). Sie erkennen die Worte des heiligen Paulus. Nachdem wir die Wurzeln des Baumes und die lebendige Quelle des Wortes betrachtet haben, wollen wir die Blätter, die wir selber sind, näher ansehen. Da möchte ich eine zweite Ansicht einer Spiritualität der Mission vertreten. Ich nenne sie Spiritualität der Mission, weil sie hauptsächlich christlich ist: Einsamkeit und Gemeinschaft.

Jedes Blatt vom Baum ist ein großes Wunder: Es ist die Quelle des Lebens. Mit dem Saft, der von den Wurzeln kommt, durch die Sonne, die im Blatt die Chlorophyll-Assimilation bewirkt, werden anorganische Stoffe, Mineral-salze, Wasser und Licht in Leben umgewandelt. Die höchsten Gedanken, die erhabenste Heiligkeit jeden Lebens ist vom Wunder des Grases, des grünen Blattes und der „Photosynthese“ abhängig. Und jeder Baum, von der Eiche bis zur Palme, ist derart gebildet, daß jedes seiner Blätter das höchste Maß an Licht bekommt.

Also stellt Euch ein Blatt vor, das sagen würde: „Ich benötige das Licht der Sonne nicht, es genügt mir, mit dem Baum in Verbindung zu stehen.“ Was würde mit ihm geschehen? Sehr schnell würde es welk und gelb, ohne Anmut und Schönheit, das Leben verliesse es langsam.

Jeder von uns ist dieses Blatt vom großen Baum der Kirche, und die Sonne, die uns erleuchtet, ist die Sonne der Gerechtigkeit — Christus. Jeder muß sich von ihm beleben lassen in einem einsamen Zwiesgespräch, in dem vier Worte genügen: „Mein Herr und mein Gott.“

Dies ist das Gebot Jesu: „Du aber geh, wenn du betest, in dein Kämmerlein und schließ deine Tür zu (heute würde Jesus sagen: Unterbrich das Telefon), und bete im Verborgenen zu deinem Vater.“ Aber wenn wir uns,

wie das Blatt, von diesem Lichte trennen, werden wir sehr schnell träge, welk und entmutigt in unserem Sein und Handeln! Die Photosynthese der Gnade wird nicht wirksam sein.

Aber würde ein Blatt sagen: „Ich will die Sonne für mich alleine“, so trenne es sich vom Baum und breite sich auf dem Platz aus: In wenigen Stunden wäre es ein dürres und totes Blatt. Ebenso geschieht es uns, sobald wir uns von der Kirche, von unseren Gruppen, unserer Gemeinschaft trennen. Die Mission ist eine geheimnisvolle Alchimie der Einsamkeit und der Gemeinschaft. Es handelt sich nicht um geschicktes Dosieren, sondern um zwei Komponenten, die aufeinander angewiesen sind, sich durchdringen lassen und sich gegenseitig beleben. Die Mission ist der Leib Christi in seiner intimsten Lebensfähigkeit! Jede Zelle ist mit dem Haupt verbunden, jede ist mit allen andern aufs engste vereint. Nebenbei gesagt, wenn ein ganzer Zweig sich vor der Sonne versteckt, oder wenn er abbricht, werden die Blätter nach und nach absterben.

Ich möchte diesen Aspekt — Einsamkeit und Gemeinschaft — mit einem schönen Beispiel illustrieren. Ich bin überzeugt von der Wichtigkeit der kleinen Equipen, der brüderlichen Gemeinschaften, aber unter der Bedingung, daß eine gewisse Einsamkeit bewahrt bleibt. Dieses Zeugnis ist von Jacques Maritain, dessen intellektuelle und geistige Ausstrahlung bei weitem unsere Mittelmäßigkeit übertrifft!

„Ich glaube, daß man sich oft täuscht, wenn man sich einbildet, daß die Einheit einer christlichen Gemeinschaft das Unmittelbare aufhebt, wo einseitig eine familiäre Atmosphäre betont wird, wo jeder aus vollem Herzen alles auf den Tisch legt, was in ihm vorgeht.

Unsere Erfahrung war auf jeden Fall ganz anders.

Ich denke nicht, daß jemals zwischen drei Menschen eine engere und tiefere Verbindung bestand als zwischen uns. Ein jeder war mit einer totalen Aufrichtigkeit offen den beiden andern gegenüber. Ein jeder war außerordentlich feinführend und stets bereit, den andern alles zu geben. Es war zuzusagen ein einziger Atem, der uns belebte.

So verschieden wir waren, jeder hatte vor der Freiheit der andern einen heiligen Respekt; im Innern dieser wunderbaren Liebesvereinigung, die das Werk der Gnade Gottes war, bewahrte jeder seine Einsamkeit unverehrt. Welch ein Geheimnis! Je mehr wir verbunden waren, desto mehr wandelte jeder allein; je mehr jeder die Bürde der beiden andern trug, um so mehr war jeder allein, um seine Last zu tragen, so daß die Einheit der kleinen Herde mit den Jahren immer größer wurde, die Einsamkeit eines jeden immer tiefer, manchmal fast grausam, um die Wahrheit zu gestehen. Das war der Anteil Gottes.

Ich werde nicht mehr sagen, als daß die zwei Schwestern, jede in ihrer Art, sehr geheimnisvoll waren. Raissa verbarg ihre Schätze und ihre Sorgen

im Glanze der Intelligenz und in der Anmut ihrer geflügelten Worte. Vera verbarg die ihren in der Stille, wo sich die Güte, die fürstliche Glut und die Träume eines treuherzigen und abenteuerlichen Geistes schützten. Raissas Einsamkeit war jene eines Dichters, mit unglaublich empfindsamen und zartfühlenden Fingern, Freund der Schönheit der Welt, der in das Geheimnis des Kreuzes eingetreten ist, ganz dem beschaulichen Leben und dem Opfer der Liebe hingegeben. Das Leben Véras war betrachtend und gleichzeitig liebevoll dem Mitmenschen gewidmet. Sie war sonderbar stark und erbarmungsvoll zu den Notleidenden.

Und meine eigene Einsamkeit? Sie scheint mir jene eines schlechten Tauchers zu sein, der sich vorwärts bewegte wie er konnte, inmitten der unterseeischen Fauna der gefangenen Wahrheiten. Man wird nie wissen, welchen Versuchungen der Traurigkeit und der Hoffnungslosigkeit ein Philosoph ausgesetzt sein kann, in dem Maße wie er in die Selbsterkenntnis und in das große Erbarmen der Welt eindringt. In der Nacht wird er endlich seine Ruhe finden, wenn in dieser Nacht, die näher bei Gott ist als der Tag, aber auch trostloser, eine liebende, unsichtbare Hand ihn wie einen Blinden führt.“ (Jacques Maritain, *Carnet de notes*, S. 105/105, Kolbsheim 1961)

Unter dieser Bedingung können wir einen dritten Aspekt der Missions-spiritualität hervorheben: Die Schicksalsgemeinschaft zwischen dem Gesandten — der fremd ist, selbst wenn es sich um sein eigenes Land handelt — und jenen, zu welchen der Herr uns sendet: „Gehet in die weite Welt.“

Hier befinden sich die unentwirrbaren Schwierigkeiten. Die Hungersnot in den armen Ländern, die Krankheit, der Tod, aber auch das Analphabetenproblem und die primitiven Agrikulturmethoden. All dies verlangt eine riesige Bemühung der menschlichen Entwicklung. Spezialisten und Investitionen sind notwendig. Ich verneine es nicht, dies alles ist wichtig. Jedoch erweitert sich gleichzeitig der Abgrund zwischen den Technikern und den Nicht-Technikern, seien sie Europäer oder Einheimische, sowie die unzählige Menge der wirklich Kleinen und wirklich Armen. Und wenn auch die Werke vorhanden sind, die Zuneigung Gottes erscheint jedoch nicht in sichtbarer Weise durch sie. Die Hoffnungslosigkeit eines Kranken, umgeben von Infusionen, Schläuchen und Sonden, kann den höchsten Grad des Wahnsinnsstadiums erreichen, wenn die Milde einer Hand, das tiefberührte Mitleid eines Blickes von ihm fernbleiben.

Deshalb sind seit einigen Jahrzehnten Männer und Frauen erschienen, besorgt, das Schicksal der Menschen ganz einfach mit diesen zu teilen. Freude und Leiden, materielle Armut, aber auch der geheime Reichtum des Herzens, der sich erst nach langem gemeinschaftlichem Zusammenleben entdecken läßt. Aber wie schwierig ist dies doch! Kann ein Weißer

die Haut wechseln und ein Panther seine Haarfarbe? Und wie sind doch unsere eigenen Grenzen rasch erreicht! Und trotzdem: Werden wir Asien und Afrika nur die Erinnerung von hingegebenen Menschen hinterlassen, denen aber die Werte der Einheimischen fremd geblieben sind? Hier müssen wir aber gut unterscheiden zwischen einer Schicksalsgemeinschaft, die auf Gleichartigkeit und bis ins letzte getriebene Ähnlichkeit aufgebaut und dennoch unmöglich zu verwirklichen ist, und einer Schicksalsgemeinschaft wahren Sinnes, die auf eine organische Solidarität gerichtet ist. Eine Gemeinschaft, die sich bearbeiten und umwandeln läßt durch langsame Osmose. Ohne jegliche christliche Beziehung schreibt Malraux: „Es gibt zwei Arten von Menschsein unter den Menschen. In der einen kultiviert man seinen Unterschied, in der andern vertieft man seine Gemeinschaft.“ Und man kann ergänzend hinzufügen, daß das Geheimnis darin besteht, beide Existenzweisen so zusammenzuführen, daß sie sich nicht widersprechen.

Und wenn man an den Lebensbedingungen der Notleidenden und der Ausgebeuteten der Welt teilnimmt, wie weit soll man in dieser Beziehung gehen, wenn dann eines Tages deren Geduld versagt und der einzige Ausweg die blinde Gewalt und der Haß zu sein scheinen? Soll man dann sich selber bleiben? Soll man sich in der Masse verlieren? Zuviele Einzelfälle machen eine einzige Lösung unmöglich. Wäre eine Orientierung, die die verschiedenen Verhaltensweisen der Schicksalsgemeinschaften mit den Brüdern wiedergäbe, möglich? Das Wichtigste scheint mir wohl, seiner eigenen Berufung gegenüber treu zu sein. Auf welche Art und Weise?

Es gibt mehrere Arten für Früchte, beisammen zu sein: Einerseits kann jede Frucht am Baume hängen: jede für sich, Gott für alle! Wohl fehlt es hier an der Vielfalt: Die Äpfel bleiben am Apfelbaum hängen, die Kirschen am Kirschbaum. Schon mehr Vielfältigkeit besteht, wenn sich die Früchte in einem Korb befinden. Jede Sorte bleibt jedoch sich selbst, und ein höflicher Besucher wird sich nur mit einer Frucht bedienen. Diese Früchte bilden wirklich keine Gemeinschaft, sie sind nur nebeneinander gestellt. Es gibt eine radikale Lösung: Der Mixer. Alles geht in die Maschine: die Fruchtschale, die Kerne, jede Frucht verschwindet in einem Saft, reich an Vitaminen, gewiß, aber mit einem einzigen Geschmack. Wo sind der Duft, der Geschmack und die Festigkeit der Orangen und der Bananen, die Säfte der Äpfel und Ananas?

Ich schlage Ihnen eine ideale Lösung vor: Der Fruchtsalat. Jeder bleibt sich selbst, mit dem besten, was er in sich hat: Der Priester bleibt Priester, der Laie bleibt Laie und die Ordensschwester verliert ihre Identität nicht in irgendeinem formlosen Brei. Und jeder bereichert sich durch den Kontrast seiner Nachbarschaft, ohne seine Identität zu verlieren. Aber mit dem Evangelium übereinstimmend muß jede Frucht akzeptieren, je nach ihrer

Größe in vier oder zehn Teile geschnitten zu werden, das heißt: sich ganz klein machen, um Jünger zu werden. Das ist wirklich eine auf den Leib zugeschnittene Spiritualität. Eine Aussicht jedoch: Falls Sie eine ganz kleine, sehr bescheidene Frucht sind, können Sie ganz bleiben: Eine Kirsche, eine Traubenbeere, eine Himbeere haben es nicht nötig, zerschnitten zu werden!

Was sind unsere Missionsgruppen, unsere Arbeitsgruppen, unsere „staffs“? Anonymer Fruchtsaft oder Fruchtsalat, — die Frage ist nicht umsonst: Wo ist die Einheit in der Vielfalt?

* * *

Eine letzte Überlegung vor so vieler Ungewißheit, die sich überall bemerkbar macht. Die Weiterführung unserer Werke scheint nicht gesichert zu sein: keine Berufungen mehr, und bisher zuverlässige Menschen treten plötzlich aus. Die Kongregationen überaltern, man überläßt die Aufgaben anderen Händen. Sind die Institutionen sowie die Zivilisationen vergänglich? Werden sie wirklich aussterben? Und die Kirche? fragen sich viele. Es ist wahr, daß die schönsten Bäume altern und absterben. Wo sind die Zedern auf dem Libanon und der Baum Ezechiels?

Aber trotz allem ist nichts verloren, denn wenn auch der Baum mit seinen grünen Ästen, Stamm und Wurzeln stirbt, ist er doch unvergänglich durch die Samen, die er hinterläßt. Ihretwegen wird der Wald nie aussterben: Er schreitet fort, er erneuert sich stets, er stirbt nicht. Zerstreut durch den Wind, weit in die Ferne getragen durch Bäche und Flüsse, weitergetragen durch die Vögel oder geheftet am Vlies der Tiere, keimen nun die Samen des Waldes in den vier Enden der Welt.

Beklagen wir uns nicht über den erschütterten Zustand der Institutionen, noch über die rissigen Häuser. Vielleicht haben sie das Ende ihrer Zeit erreicht . . . Was tut's? Das Wichtigste ist doch, daß der Samen in die Ferne getragen wird. Der Missionssprache entsprechend ausgedrückt sind die Samenkörner Menschen, die vom Wort Gottes durchdrungen sind, die Herzen des guten Bodens, die ihrer Ausdauer wegen Frucht tragen. Die Institutionen können vergehen, die Verfolgungen können sie zerstören, aber die Menschen, die Christus begegnet sind, sind eine unsterbliche Saat: „Fürchtet euch nicht vor jenen, die den Leib töten können“ — alles Sichtbare, Strukturierte, Materielle — „sie können die Seele nicht erreichen“. Jedesmal, wenn eine Person, sei es ein Kind, ein Erwachsener, ein Greis, ein Gesunder, ein Kranker, ein Analphabet oder ein Wissenschaftler, jedesmal wenn eine menschliche Person dem lebendigen Gott in Jesus Christus begegnet, entflammt ein Licht, das ewig brennen wird.

Seht Solschenizyn oder Svetlana Alliluyeva, Stalins eigenes Kind. Erzogen im Herzen des Kremls, inmitten des Atheismus und seinen unvorstell-

bar dichten Stahl- und Betonpanzern, dem Selbstmord nahe, begegnet Svetlana einem Freund, Andrei Siniavsky, der ihr von Psalmen spricht. Sie nimmt sie und liest sie.

„Ich suchte Worte, die mich zu besserem Verständnis meines eigenen Gefühles führen würden. Ich fand sie endlich in den Psalmen Davids. David singt, mit weit geöffnetem, bis zum Brechen klopfenden Herzen. Er ist des Lebens fast betäubt und im Leben selber sieht er Gott; er bittet Gott um Hilfe, jedesmal wenn er versucht ist, auszuweichen; er erzählt alsdann diese seine Schwächen, sucht, worin er sich geirrt hat, macht sich seines Irrtums wegen Vorwürfe, sagt sich, daß er nicht viel wert sei: nur ein Atom im Universum! Aber eben: trotzdem ein Atom, und da dankt er Gott für diese ganze Welt um ihn herum und für dieses Licht in seiner Seele.

Nie hatte ich je Worte gesehen, die so voller Gewißheit und so tatkräftig sind wie jene dieser Psalmen. Ihre brennende Poesie reinigt, gibt Mut, macht fähig, in sich selber klar zu sehen, zu erkennen, worin man sich geirrt hat, und dann neu zu beginnen. Die Psalmen sind hell aufloderndes Feuer der Liebe und der Wahrheit.“

Auch in Siniavsky hat der von weither gekommene Glaube an Christus gekeimt. Er ist ein junger leidenschaftlicher Komsomol. Ein einziger Splitter in der Lehre der Partei: daß das Ziel die Mittel rechtfertigt. Sein Atheismus ist gewiß, aber er trägt diesen Widerspruch in sich. Seine junge Frau restauriert Ikonen, eine Technik wie eine andere, die den Glauben nicht voraussetzt. Eines Tages findet Andrei Siniavsky die Gedanken Pascals . . . Pascal öffnet die Intelligenz dieses jungen Mannes für den Glauben. Die Ikonen hatten bestimmt den Boden bereitet!

Glauben nicht auch wir an die unsterbliche Saat: Pascal, Siniavsky, Svetlana; Samen, die weder durch die Mauer von Berlin noch durch jene des Kremels zurückgehalten werden konnten.

* * *

Nein, „Der Arm unseres Gottes ist nicht zu kurz“ (Num. 11,23) und „seine Liebe währt von Geschlecht zu Geschlecht“. (Luk. 1,50).

Während seiner Gefangenschaft schrieb der Apostel Paulus an die Gemeinde von Ephesus. Hören wir den Ausruf seiner Spiritualität der Mission: „Dem aber, der über alles hinaus in noch weit höherem Maße zu tun vermag, als wir bitten oder verstehen, nach der Kraft, die in uns wirkt, ihm gebührt die Ehre in der Gemeinde und in Christus Jesus bis zu allen Geschlechtern von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.“

Die Berufung der Jünger

„Gehet hin in die weite Welt, verkündet allen Geschöpfen die frohe Botschaft, machet alle Völker zu Jüngern.“

Diesen Worten Jesu vor der Himmelfahrt haben wir gestern nachgesonnen. Heute möchte ich mit Ihnen ganz einfach nach den Bedingungen suchen, die Jesus selber an die Mission seiner Jünger stellt. Wir müssen also die Aussendung der Jünger in die Mission betrachten und dann auch ihre Rückkehr.

Die Aussendung der Jünger:

Darauf bestimmte der Herr noch weitere zweiundsiebzig und sandte sie zu zweien vor sich her in jede Stadt und jeden Ort, wohin er selber zu kommen gedachte. Er sprach zu ihnen: „Die Ernte ist groß, doch der Arbeiter sind wenige. Bittet daher den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter aussende zu seiner Ernte. Geht hin! Seht, ich sende euch wie Lämmer mitten unter Wölfe. Ihr sollt nicht Beutel mitnehmen, nicht Tasche, nicht Schuhe; und niemand auf dem Wege sollt ihr grüßen. Betretet ihr ein Haus, so sagt zuerst: Friede diesem Hause! Und ist darin ein Sohn des Friedens, so wird euer Friede sich niederlassen auf ihn, wenn aber nicht, so wird er auf euch zurückkehren“ (Luk. 10,1–6).

Einige zögernde Leute sind zu Jesus gekommen und haben zu ihm gesagt: „Herr, erlaube mir, zuvor hinzugehen und meinen Vater zu begraben.“ „Herr, laß mich von denen, die in meinem Hause sind, Abschied nehmen.“ Diesen zögernden Menschen gegenüber wählt Jesus 72 entschlossene Jünger. Will Lukas mit dieser Zahl wohl die neue Menschheit bezeichnen? Dies ist gut möglich, denn 72 ist die Zahl der Völker, die aus Noah entsprungen sind, wie man es in der Genesis lesen kann. Jesus sendet wirklich neue Menschen, die Verkünder der neuen Menschheit sein werden. Sie unterscheiden sich von den 12 Aposteln. Sie sind viel zahlreicher, jedoch erhalten sie die gleichen Belehrungen für die Mission. Sie müssen den Weg des Herrn bereiten, nicht indem sie sich um Unterkunft und Kost bekümmern, sondern indem sie geistliche Vorläufer sind. Lukas sagt uns: „Er sandte sie zu zweien vor sich her.“

Zwei hauptsächliche Merkmale sind uns gegeben:

1. Zuerst die kleine Zahl, der kleine Rest:

„Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige.“ Die Mission der Jünger Jesu ist also diesem großen Gesetz eingeschrieben. Dieses Gesetz Gottes ist unwandelbar. — Die kleine Zahl, der kleine Rest. Die Propheten haben

schon davon gesprochen: Zwei Oliven am Gipfel des Baumes, ein ganz kleiner Zweig, der vom Stumpf aus blüht, nachdem der Baum umgehauen wurde, ein kleines Stück Ohr und einige Knochen, welche dem Rachen des Löwen entkommen sind. Aber damit niemand sich loben kann, wird die Arbeit des Himmelreiches stets nur durch diesen kleinen Rest vollbracht. Jedoch ist diese Arbeit beträchtlich. Jesus sagt: „eine große Ernte.“ Wie wäre es möglich, sie anders zu verbringen, als durch das Gebet? „Bittet daher den Herrn“; dieses „daher“ ist das wichtigste Wort. Ihr seid, und ihr werdet immer nur eine kleine Zahl sein. Die Arbeit wird immer unermesslich sein. Also, betet! Was Jesus später sagen wird, könnte man als Kommentar diesen Worten hinzufügen: „Fürchtet euch nicht, kleine Herde, es hat dem Vater gefallen, euch das Himmelreich zu geben.“

2. An zweiter Stelle der Weg zur Freiheit:

Die Jünger müssen sich vollkommen lösen von all dem, was man auf der Reise benötigt. Keinen Beutel, weder um mehr Sicherheit zu haben beim Aufbruch, noch um auf dem Wege Geld einzusammeln. Keine Tasche, um Provisionen aufzuhäufen. Sogar nicht einmal Schuhe zum Wechseln. Es wird ihnen wie den Hebräern während ihres langen Weges in der Wüste ergehen. „Schon vierzig Jahre nun sind deine Kleider an dir nicht zerfallen, und deine Füße wurden nicht geschwollen“ (Deut. 8,4). So ist die Armut der Weg zur Freiheit, denn schlußendlich will Jesus freie Menschen vor sich her senden. Wie er, besitzen die Jünger nur eine einzige Waffe: die Armut der Predigt. Jesus hat keine reichen irdischen Mittel wie amerikanische Methoden oder andere angewendet, um seine Botschaft zu verkünden. Und die größten Werke der Menschheit bleiben Werke, die mit einfachen irdischen Mitteln vollbracht wurden, die Gemälde von Angelico, die Musik von Mozart, das Buch der Nachahmung Jesu Christi. Heute denken wir an die Ausstrahlung von Solschenizyn, der uns durch seine Werke: „Das Lager Ivans Denissovitsch“ und „Das arme Haus von Matriona“ an den Sinn des Lebens erinnert. Welches ist die Rolle des Apostels, wenn nicht jene, den Menschen den Sinn der Welt zu enthüllen? Deshalb muß sich im Innersten des Apostels die Armut verwirklichen, von welcher die „alte Dame“ bei der Beerdigung von Matriona spricht: „Es gibt zwei Geheimnisse in dieser Welt: Wie ich geboren wurde, erinnere ich mich nicht; wie ich sterben werde, weiß ich nicht.“ Das ist das Echo vom Buche Hiobs: „Nackt bin ich aus meiner Mutter Schoß gekommen, und nackt werde ich wieder dahingehen“ (Hiob 1,21). Aber diese echte Freiheit, die aus Armut entspringt, ist gleicherweise eine Freiheit dem Erfolg sowie auch dem Mißlingen gegenüber. „Wenn man eure Worte anhört, bleibet dort, wenn man euch nicht aufnimmt, so gehet fort.“ Machtet keine langen Überlegungen, machtet keinen Rückblick auf euch selber. Denkt eher, daß der Erfolg nicht leicht ist, daß es aber auch kein endgültiges Mißlingen

gibt. Wie Solschenizyn uns lehrt, erinnert Euch auch „an das Beharren jener, die alles verloren haben. Diese sind keiner Gewalt mehr untertan. Sie sind vollständig frei (und ich möchte hinzufügen: jene, die alles gegeben haben, sind vollständig frei). So wird die Freiheit, die sie in sich tragen, zur Befreiung für andere.

Hören wir jetzt den Text über die Rückkehr dieser freien Männer.

Die Rückkehr der Jünger:

Die zweiundsiebzig kehrten voll Freude zurück und sagten: „Herr, sogar die Dämonen sind uns untertan in deinem Namen.“ Er entgegnete ihnen: „Ich sah den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen. Seht, ich habe euch Macht gegeben, auf Schlangen und Skorpione zu treten (Ps 91,13), sowie über jede feindliche Gewalt, und nichts wird euch schaden. Doch freuet euch nicht darüber, daß die Geister euch untertan sind; sondern freuet euch, daß eure Namen aufgezeichnet sind im Himmel.“

In jener Stunde frohlockte Jesus im Heiligen Geist und sprach: „Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, daß du dies vor Weisen und Klugen verborgen, Kleinen aber geoffenbart hast. Ja, Vater, so war es wohlgefällig vor dir“ (Luk. 10,17–22).

Die Jünger sind tief beglückt: „Herr, auch die Dämonen sind uns untertan, kraft deines Namens“, sagen sie, weil die Dämonen ihnen gegenüber machtlos waren, wie der Versucher in der Wüste machtlos Jesus gegenüber war. Und Jesus antwortet: „Ich sah den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen.“ — „Ihr lehrt mich nichts, mein Blick folgte euch überall. Siehe, ich bin wie der Gott des brennenden Dornbusches, ich habe das Schreien meines Volkes gehört, ich habe sein Elend gesehen. Ich bin bei euch alle Tage, bis an das Ende der Welt.“ — Damit offenbart Jesus, daß er stärker ist als das Böse. Er ist wie der siegende Reiter, der aber immer noch hinausgeht, um die Welt zu besiegen. Und wir können an seinem Kampf und an seinem Siege teilnehmen. „Wie der Vater mich gesandt hat, sende auch ich euch.“ Und Sie kennen diesen außerordentlichen Satz des heiligen Thomas von Aquin: „Gesandt durch die gleiche Liebe, in der gleichen Kraft, für die gleiche Mission.“ In jedem Sieg der Jünger über Dämonen ist der Endsieg Gottes über Satan vorgezeichnet.

Wie Gott Moses vom brennenden Dornbusch aus sendet, so sendet Jesus seine Apostel aus. Aber gleichzeitig ermahnt er sie, sich nicht zu rühmen. „Freuet euch nicht darüber, daß die Geister euch untertan sind; freuet euch vielmehr, daß eure Namen im Himmel aufgeschrieben sind!“

Wir bleiben stets unnütze Diener. Die Quelle unserer Freude befindet sich im Herzen Gottes. „Siehe, in meine Hände habe ich dich geprägt.“ Wir sollen nach nichts anderem streben als nach dieser Ehrsucht, die wir jedoch nie genug loben können: „In meine Hände habe ich dich geprägt.“

Sofort „in eben dieser Stunde“ lesen wir im Lukasevangelium, wird diese Freude der Jünger die Freude Jesus selbst: „In eben dieser Stunde sprach er frohlockend, erfüllt vom Heiligen Geist.“ Und er frohlockte deswegen, weil dieses Geheimnis den Jüngern offenbart wurde und nicht den Weisen und Verständigen vor der Welt. Nur die Kinder, die Armen, sind fähig, die Stimme Gottes zu erkennen. Ich erinnere mich des Wortes Solschenizyns: „Die Soldaten und die Gefangenen können keine Kinderstimmen hören.“ So offenbart sich Gott selber den Jüngern, in ihrer wesentlichen Armut: Jesus enthüllt ihnen das Geheimnis, das ihm inne ist: „Alles ist mir von meinem Vater übergeben worden, und niemand weiß, wer der Vater ist, als nur der Sohn, und wem es der Sohn offenbaren will.“ (Luk 10,22)

Das Johannesevangelium ist in diesen Worten Lukas enthalten:

- Joh. 5,35 „Der Vater liebt den Sohn, und er hat ihm alles übergeben.“
- 6,46 „Nicht als ob irgendjemand den Vater gesehen hätte, sondern nur der, welcher von Gott her ist, der hat den Vater gesehen.“
- 8,19 „Ihr kennt weder mich noch meinen Vater; wenn ihr mich kenntet, würdet ihr auch meinen Vater kennen.“
- 10,15 „Wie der Vater mich kennt, kenne auch ich den Vater.“
- 14,19 „Wer mich gesehen hat, der hat den Vater gesehen.“
- 15,15 „Alles, was ich von meinem Vater gehört habe, das habe ich euch kundgetan.“
- 17,10 In seinem Gebet zum Vater sagt Jesus: „Alles, was mein ist, das ist dein, und was dein ist, das ist mein.“

Jesus offenbart schlußendlich folgendes: Apostolat und gelebtes Geheimnis Gottes sind untrennbar. Mit der Aussendung der Jünger zu den Menschen offenbart sich der Vater. Durch diese Offenbarung des Vaters gehen die Jünger zu den Menschen, um ihnen diese frohe Botschaft zu verkünden. So besteht ein einziges Gehen und Kommen. „Das ist das ewige Leben (jetzt schon), daß sie dich, den allein wahren Gott und den du gesandt hast, Jesus Christus, erkennen.“ Die Freude der Jünger, „daß ihre Namen im Himmel aufgeschrieben sind“ und die frohe Botschaft, die sie verkünden, sind tief miteinander vereint.

Jakobs Kampf

Von Jacques Loew, Fribourg/Schweiz

Betrachten wir heute morgen unseren Patriarchen und Ahnen, Jakob: „Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs . . .“ Jakob ist vielleicht jener unserer Vorfahren, der uns am nächsten steht. Abraham ist eine zu erhabene Gestalt für uns. Isaak erlebte gewiß ein Abenteuer, das beinahe in tragischer Weise endete, jedoch konnte er nichts dafür. In Jakob hingegen erkennen wir uns selbst gut. Er ist nicht sehr mutig, und es ist seine Hinterlist, die ihm dient, peinlicher Situationen Meister zu werden. Gewiß, Esau ist nicht sehr interessant, und zudem ist er etwas einfältig. Jakob profitiert von dieser Situation. Er hat Esau den Segen des alten, blindgewordenen Isaak weggenommen. Er bereichert sich durch seinen Schwiegervater Laban anhand einer verdächtigen Geschichte, die die Schafherde betrifft. Es ist jedoch wahr, daß auch Jakob oft hintergangen wird. Er hat den Segen seines Vaters bekommen; aber er muß fliehen, weil Esau, wie es die Bibel selber sagt, schwor, an Jakob Rache zu nehmen und ihn zu töten. Esau proklamiert, die Sache in Ordnung zu bringen, sobald die Zeit der Trauer um seinen Vater gekommen sei. Und Jakob wird auch durch seinen Schwiegervater Laban hintergangen, als er am Tage der Hochzeit anstelle von Rachel Lea in seinen Armen findet. In einer jüdischen Predigt des 4. Jahrhunderts hören wir Jakob zu Lea sagen: „Betrügerische Tochter, warum hast Du mich hintergangen?“ Und sie antwortet: „Und Du, warum hast Du Deinen Vater betrogen, als er Dich fragte: Bist Du wirklich mein Sohn Esau oder nicht?“

Aber Jakob ist auch die Gestalt, deren Traum und deren Kampf unser eigenes Ringen erleuchten. Sein Leben spielt sich zwischen zwei Begegnungen mit Gott ab: Der Traum in Bethel und der Kampf an der Furt des Jabbok. Zwischen diesen beiden Begegnungen verfließen zwanzig Jahre. Jedesmal ist es die Zeit der Prüfung, der Nacht. Jedesmal ist er allein. Jedesmal ist er dann ein Mensch der Verwirrung.

Jakobs Traum:

Jakob aber ging fort von Beerseba und reiste nach Charan. Da erreichte er einen Ort, wo er übernachtete; denn die Sonne war gerade untergegangen. Er nahm einen von den Steinen des Geländes und legte ihn sich zu Häupten; dann schlief er an jenem Platze. Und er träumte: Eine Leiter stand auf der Erde, ihre Spitze berührte den Himmel. Gottes Engel stiegen auf und nieder. Oben stand der Herr und sprach: „Ich bin der Herr, der Gott deines Vaters Abraham und der Gott Isaaks; das Land, auf dem du schläfst, will ich dir und deinen Nachkommen schenken. Deine Nachkommen werden zahlreich sein wie der Staub der Erde. Du wirst dich ausbreiten nach Westen, Osten, Nord und Süden. In dir sollen gesegnet sein alle Geschlechter der Erde, und in deinen Nachkommen!

Siehe, ich bin mit dir; ich werde dich behüten überall, wohin du gehst. Ich werde dich heimkehren lassen in dieses Land, ich will dich nicht verlassen, bis ich getan habe, was ich dir gesagt.“ Jakob erwachte aus seinem Schlafe und sprach: „Fürwahr, der Herr ist an diesem Ort, und ich wußte es nicht!“ (Gen. 28,10–16).

Jakobs Kampf:

Noch in jener Nacht erhob er sich, nahm seine beiden Frauen, seine beiden Mägde und seine elf Kinder und durchschritt die Furt des Jabbok. Er nahm sie und setzte sie über den Fluß, desgleichen schaffte er all sein Eigentum hinüber. Jakob blieb für sich allein zurück. Da führte ein Mann einen Ringkampf mit ihm bis zum Beginn der Morgenröte. Als dieser merkte, daß er ihn nicht besiegen konnte, schlug er auf die Gelenkpfanne an seiner Hüfte. Da wurde das Hüftgelenk Jakobs ausgerenkt, während er mit ihm rang. Jener sprach: „Laß mich los; denn die Morgenröte steigt auf!“ Dieser antwortete: „Ich lasse dich nicht, es sei denn, du segnest mich!“ Darauf der andere: „Wie heißt du?“ Er antwortete: „Jakob!“ Jener fuhr fort: „Nicht Jakob, sondern Israel soll fürderhin dein Name sein; denn mit Gott und mit Menschen hast du gestritten und dabei den Sieg erfochten.“ Nun fragte Jakob: „Tu mir auch deinen Namen kund.“ Jener erwiderte: „Warum fragst du mich nach meinem Namen?“ Er segnete ihn selbst (Gen. 32,23–30).

Die erste Begegnung ist jene des Traumes und der geheimnisvollen Leiter. Ein Mann, so unwürdig, ein Mann Gottes zu werden, wird ein wahrer Mann Gottes. Der hl. Paulus hat gesagt: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?“ Und ich möchte hinzufügen: „Ist Jakob von Gott auserwählt, warum denn nicht ich?“ Jakob flüchtet. Er trägt nur seinen Stab mit sich. Er muß 1000 Kilometer zurücklegen, um seine weitentfernte Familie einzuholen, um eine Frau zu finden.

Die Sonne ist untergegangen. Jakob nimmt einen von den Steinen der Stätte, tut ihn unter sein Haupt und legt sich schlafen. Da träumt ihm, eine Leiter sei auf die Erde gestellt, die mit der Spitze an den Himmel rührt, und die Engel Gottes steigen daran auf und nieder. Und der Herr steht vor ihm und spricht: „Du bist nicht allein.“ Dies ist die erste Offenbarung Gottes in der Prüfung: „Du bist nicht allein, ich bin mit Dir und will Dich behüten. Ich will Dich nicht verlassen.“ Das Unsichtbare wird sichtbar in der Zeit der Prüfung.

Kardinal Newman kommentierte diesen Text:

„Jakob dachte kaum, an diesem Ort etwas Wunderbares zu finden. Es war ein Ort, der irgendeinem andern ähnlich war. Es war ein einsamer und unbequemer Ort. Dort gab es kein Haus. Die Dunkelheit der Nacht brach herein, und er mußte auf einem nackten Felsen schlafen. Aber wie war doch die Wirklichkeit anders! Er sah nur die sichtbare Welt, doch war die unsichtbare Welt gegenwärtig.“

An der Spitze der Leiter ist Gott. Ein Gott, der nicht fern ist. Der Allernächste des Menschen. Ja wirklich, er ist an der Spitze der Leiter, da er sich ja ganz von seinen Geschöpfen unterscheidet, da er der Allmächtige ist; aber die Engel steigen auf und nieder, eine Art von Kommunikation, eine Drahtseilbahn, die vom Himmel zur Erde und von der Erde zum Himmel emporsteigt. Eine beständige Beziehung: Das ist wirklich Gott, der dem Menschen entgegenkommt. Ein Gott, der sich dem Geschöpf gleichstellt durch eine geheimnisvolle Verbindung, einen Gnadenstrom.

Gott selber hat die Initiative. Beim Turm zu Babel wollte der Mensch etwas unternehmen. Beim Traum Jakobs ist es die Gnade. In einem Falle ist es die Maßlosigkeit des Menschen, im andern die Barmherzigkeit Gottes, die verwirklicht, was die Maßlosigkeit des Menschen nicht zu tun vermag. Einerseits ist Gott ein Nebenbuhler, wenn man in die Sünde und in die Verwirrung eindringt. Andererseits ist Gott ein Vater, man tritt in seinen Bund, in die Vergöttlichung des Menschen ein. Die Engel steigen auf und nieder, und Jesus wird zu Nathanael sagen: „Ihr werdet den Himmel offen und die Engel Gottes auf- und niedersteigen sehen.“ Jesus wird die wahre Leiter sein.

Jakob erwacht von seinem Schlaf und sagt: „Fürwahr, der Herr ist an dieser Stätte, und ich wußte es nicht.“ Und an jenen Gott, der ihm die Gabe der Zukunft schenkt und der mit ihm den Bund erneuert, an jenen Gott, der sein Haupt mit Sternen bekrönt, stellt Jakob eine einzige Bitte: ein Stück Brot zum Essen und ein Tuch zur Bekleidung. Alles andere überläßt er der Güte Gottes.

Zwanzig Jahre später findet Jakobs Rückkehr statt. Gott hat seinen Eid gehalten. Der Vagabund aus Bethel kommt als Patriarch zurück. Er hat eine Herde, er hat Kinder. Es verbleibt ihm, die Prüfung des reifen Alters zu überstehen. Als er zum ersten Mal an diesem Ort vorbeikam, hatte er alles zu gewinnen, da er nur einen Stab besaß. Jetzt hat er alles zu verlieren. Er wird Esau gegenüberstehen. Zum ersten Mal betet Jakob in Wahrheit. Er verdemütigt sich. „Gott meines Vaters Abraham und Gott meines Vaters Isaak, Herr, der Du mir gesagt hast: ‚Kehre zurück in dein Land und zu deiner Verwandtschaft, ich will dir Gutes tun!‘ Ich bin zu gering für alle Barmherzigkeit und alle Treue, die du deinem Knecht getan hast.“

Zum ersten Mal hat er seine eigenen Grenzen erreicht. Er zählt nicht mehr auf sein diplomatisches Können, noch auf seine Gewandtheit. Er muß dem Zorn seines Bruders sowie den 400 bewaffneten Soldaten, die gegen ihn kommen, standhalten. Aber was furchtbar ist, sind weder sein Bruder noch die Soldaten, sondern der Widerstand Gottes.

Nebst den Situationen, den Dingen, den Menschen, den Zufällen des Glückes und des Unglücks ist es Gott, mit dem Jakob zu kämpfen hat, mit

Gott allein. Alles andere sind nur sichtbare Spuren des unsichtbaren Gottes. Ein Mann ringt mit Jakob, bis die Morgenröte anbricht. Er sieht, daß er ihn nicht zu überwältigen vermag. Wer ist dieser Mann? „Sag an, wie heißt du?“ Wer ist dieser Mann, der sich der Rückkehr Jakobs in das gelobte Land entgegensetzt? Gott sagt zu ihm: „Du hast mit Gott gestritten.“ Und Jakob wird sagen: „Ich habe Gott von Angesicht zu Angesicht geschaut.“ Es war wohl ein körperliches Ringen in der Nacht. Es war weder eine Scheinhandlung, noch ein Spiel. Jakob sagt nicht: „Dein Wille geschehe.“ Er kämpft ununterbrochen und in unglaublicher Weise. Also, wäre er wohl stärker als Gott? Woher kommt die Kraft, die ihn dazu fähig macht, während einer ganzen Nacht zu kämpfen, ohne Gott siegen zu lassen? Jakob kämpft mit den Waffen Gottes. Seine Waffen sind der Eid Gottes und dessen Treue. So wie Job sagen wird: „Und wenn er mich töten sollte, so würde ich noch auf ihn hoffen.“

Jakob ist Sieger durch seine Hoffnung. In ihr schöpft er seine Kraft, nicht mehr wie zuvor in seiner List oder in menschlichen Mitteln. Jakob ist Sieger, weil Gott zu ihm gesagt hatte: „Ich bin mit dir und will dich behüten allenthalben, wo du hinziehst.“ Die Kraft Jakobs kommt von seiner Hoffnung. „Ich hoffe auf deine Gnade, Herr, weil Du sie mir versprochen hast.“ Jakob ist Sieger, weil er den Kampf akzeptiert hat. Durch seine Hoffnung hat er sich der Kraft Gottes und dessen Barmherzigkeit bemächtigt. Es waren die eigenen Waffen Gottes, mit denen Jakob Gott besiegte. „Darum sage ich, bei allem, um was ihr betet und fleht, glaubt, daß ihr empfangen habt, und es wird euch zuteil werden.“